

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Band: 15 (2008)
Heft: 164

Artikel: Aussensicht : nicht das Geld macht die Kultur
Autor: Stieger, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-884895>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 20.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Textilmuseum Bob Verhelst, den Schöpfer der Bling-Bling-Ausstellung in Zürich. Kuratieren wird die Pariser Star-Lingerie-Designerin Chantal Thomass. Die Ausstellungsmacherinnen und -macher St.Gallens mit ihren notorisch mickrigen Budgets müssten vor Neid erblassen, angesichts dieser grossen Kiste.

Die Euphorie um die zukünftige Textilstadt gibt auch Anlass zum Stirnrücheln. Nach St.Gallen pilgert nun einmal das modebewusste Fussvolk bis heute kaum. Vergebens würde man hier in den mit H&Ms und C&As vollgestopften Gassen der Shoppingmeile von Neumarkt bis Spisertor Boutiquen der grossen Modelabels suchen. Sogar Akris bietet nur Gelegenheitsverkäufe im Schaulager in Speicher an. Schon seit jeher profilierten sich in St.Gallen vor allem Zulieferer der grossen Modezentren wie New York, Mailand oder Paris. Der Mythos Textilstadt wurzelt weniger in einer wiederentdeckten Vergangenheit als in einer noch zu konstruierenden Zukunft. Ein ungeheurer Lufp steht demnach an, soll das kunstgewerblich geprägte Textilmuseum in die Liga der Designermode hinaufgeschraubt werden. Phantastische Kreationen, Glamour und Extravaganz fanden bis anhin in der puritanischen Handelsstadt keinen Boden.

SCHIFFLISTICKERS GESCHÄFTSREISE

Möchte das neue Textilmuseum bei den grossen Spielen auf diesem Gebiet mitmachen, muss sich wohl noch einiges in den Köpfen ändern. Es existiert das despektierliche Wort von der Schifflicker-Mentalität der Ostschweizer Wirtschaft. Gemeint ist damit wohl eine gewisse Kleinmütigkeit, gepaart mit einer Krämerseele. Die Angehörigen der textilen Parallelwelt verfügen zwar erwiesenermassen über so etwas wie einen siebten Sinn. Die sich immer schneller drehende Spirale der Moden bedienen sie zuverlässig. Die eigentlichen Modemacher mit ihrem Verve für wirklich Neues leben und arbeiten aber anderswo. St.Galler Geschäftsleute schnuppern wie seit eh und je in der Welt herum nach erfolgreichen Trends, wie dies der Stickerunternehmer Max R. Hungerbühler im Katalog zu «Schnittpunkt» freimütig preisgibt. Wenn er im Ausland ist, besucht er regelmässig die Dessous-Abteilung von Warenhäusern. Aus rein beruflichen Gründen lässt er sich einen sündigen Hauch von nichts, den er schliesslich kauft, in Seidenpapier einwickeln. Nicht als Geschenk für seine Frau – das Modell, das sein Interesse geweckt hat, bringt er seinen Technikern mit, welche die Kreation abkupfern.

Wolfgang Steiger, 1953, ist Bildhauer in Flawil und freier Journalist.

5.0 AUSSENSICHT

Nicht das Geld macht die Kultur

Bigi, Maya, Jule und Martin schauen von ihrem Wiesenstück beim Riethüsli erstaunt aufs Kulturtreiben in der Stadt. Sie selbst bezeichnen ihr Leben in der Wagenburg als Kultur und fordern mehr autonome Räume.

VON JOHANNES STIEGER

Steil, aber breit führt die Wattstrasse hinter dem Restaurant Riethüsli den Hügel hinauf. Der Asphaltstreifen ist bereit für die Autos der künftigen Bewohner. Bevor die Strasse einen Bogen in die Rohbauten der neuen Siedlung hinein macht, führt rechterhand ein Weg zu einem Bauernhaus und einem Gewirr aus Plachen und Bauwagen. Hier sind die derzeitigen Bewohner des Hügels daheim: Bigi, Maya, Jule und Martin. Sie haben keine dicken Autos, dafür einen Traktor. Ohne Fördergelder organisieren die vier unter dem Namen Zigaukl Konzerte und Feste und betreiben das Rumpeltum mit.

Im April 2007 wurde ihnen ihr damaliger Platz gekündigt. Die vier hatten einen Neuen am Rande des Linsebühls in Aussicht, im Steingrüebli. Der Besitzer des bewaldeten Grundstücks war mehr als einverstanden, dass dort die Wagenburg ein festes Zuhause finde. Einige Anwohner, die Ortsbürgergemeinde und die evangelische Kirchgemeinde fanden es eine schlechte Idee und erhoben Einspruch. Man habe schon die Gassenküche in der Nähe, dann hätten sie noch mehr Freaks und Junkies und Lärm im Quartier. Später erfuhr Bigi, dass die Ortsbürgergemeinde das Grundstück gerne gekauft hätte. Die vier hätten weiterkämpfen können, dafür fehlte ihnen aber schlicht das Geld. So zogen sie nur ein paar Meter weiter auf die andere Seite des Bauernhauses, bezahlten Pacht und mussten bald auch von dort wieder weg, weil das Grundstück verkauft wurde. Sie stellten ihr kleines Dorf wieder auf den alten Platz. Das Bauernhaus ist nun jedoch verkauft worden, die Bewohner müssen im Februar raus, und so rechnen die vier Rastlosen damit, dass sie ein weiteres Mal, aber diesmal endgültig, die Zelte beim Riethüsli abbrehen müssen.

Die vier sitzen in ihrem Küchenverschlag rund um den bollernden Ofen. Von der Baustelle nebenan dringt Lärm in den Raum. Sie sehen müde aus; am Vorabend tanzten sie sich in der Grabenhalle die Nacht um die Ohren.

Saiten: Ist der Verkauf des Grundstücks der Grund, dass ihr weg müsst?

Bigi: Ab Februar wird bei der Überbauung mit dem Innenausbau begonnen. Dann werden noch mehr Handwerker auf der Baustelle sein, und diese brauchen Parkplätze. Also wird auch dieses Stück Erde zum Parkplatz. Halt so, wie es mit allen Plätzen St.Gallens geschieht.

Beim Stadtkulturgespräch vergangenen Jahres habt ihr lange mit Stadtpräsident Scheitlin gesprochen. Worum ging es?

Bigi: Wir nahmen ihn beim Wort. In seinem Vortrag sagte er, dass man sich an ihn wenden könne, wenn man ein Problem habe.

Maya: Wir fragten ihn, ob die Stadt uns nicht einen Platz zur Verfügung stellen könnte. Wir würden auch Miete bezahlen. Er sagte darauf mehrmals, das sei nicht sein Problem. Hier oben entstünden schöne Häuser, und er gab durch die Blume zu verstehen, wir könnten hier ein Haus mieten.

Bigi: Es brachte nichts. Er wusste nichts über uns, und er sagte klar, wir seien nicht sein Problem. Das mag stimmen, miteinander könnte man aber eine Lösung finden.

Ihr sucht das Gespräch?

Bigi: Klar. Wir möchten ja nur die Chance erhalten, einen Platz auf legale Weise zu bekommen.

Maya: Wir versuchten von Beginn an, mit Frau Beéry in Kontakt zu treten. Wir kamen aber nicht an sie heran.

Bigi: Die Stadtregierung hat einen solchen Fall wie den unseren vermutlich

noch nie erlebt und weiss nicht, wie damit umgehen. Es scheint wichtiger zu sein, die etablierte Kultur zu stützen.

Seht ihr euch als einen Teil der st.gallischen Kulturlandschaft?

Bigi: Das, was wir machen, ist Wohnkultur, Lebenskunst. Ausserdem organisieren wir ja auch Konzerte im Rümpeltum.
Martin: In meinen Augen ist das Problem St.Gallens, dass alternative Lebensformen nicht akzeptiert werden. Es schaut halt kein Gewinn heraus, und die Leute sind suspekt. Beim Rümpeltum ist es ähnlich.

Das Rümpeltum wird aber unterstützt.

Maya: Für den Umbau wurden wir von verschiedenen Seiten unterstützt, vor allem von privater Hand. Wir halten uns mit Veranstaltungen über Wasser, wir brauchen ein Grossteil des Geldes für Miete und Nebenkosten. Mittlerweile sind wir beinahe selbsttragend. Die Unabhängigkeit ist uns wichtig, auch wenn es nicht einfach ist.

Martin: Die Sachen, die überleben, sind entweder kommerziell, oder sie werden subventioniert. Mir fehlen autonome Orte, bei denen nicht dreingeredet wird. Ein ähnliches Problem haben wir mit dem Wohnraum. Alle alten Häuser müssen weg. Die Tulpenstrasse lässt man verlottern. Die Wohnkultur geht flöten. Menschen, die nicht 1500 Franken zahlen wollen oder können, finden schlicht nichts.

Die Unabhängigkeit ist uns wichtig, auch wenn es nicht einfach ist.

Woran liegt das?

Bigi: Alles in dieser Stadt muss unter Kontrolle sein. Für eine normale Wohnung muss man so und soviel bezahlen, muss dafür so und soviel arbeiten und ist dementsprechend beschäftigt und kontrollierbar.

Jule: Vor Unkontrollierbarem hat man Angst, leider.

Wobei ihr ein ziemlich öffentliches Leben führt, ihr versteckt euch nicht ...

Bigi: Das finde ich wichtig. Wir machen nichts Illegales. Die Leute dürfen uns gerne besuchen kommen.

Maya: Bei uns werden immer wieder die Ausweise kontrolliert. Wir wehren uns nicht dagegen, soll der Polizist doch vorbei kommen. Wir haben uns entschieden, so zu leben.

Kommen denn Neugierige hierher?

Maya: Nach einem Bericht im Tagblatt kamen einige. Und jemand schrieb in einem Brief, wir sollten das doch auch für alte Leute schmackhaft machen. Wir bekommen viele schöne Rückmeldungen.

Die Resonanz im Quartier ist auch ziemlich gut. Nur einzelne stören sich daran.

Bigi: Wir machten letzthin ein Fest und verteilten Einladungen. Die Chefin vom Quartierladen sagte, sie fände es eine gute Sache, und wäre auch gern ans Fest gekommen.

Sucht ihr auch ausserhalb St.Gallens nach einem Platz, wenn es hier nicht klappt?

Maya: Auf der Suche nach einem neuen Platz schauen wir uns auch ausserhalb der Stadt um. Wenn unsere Art zu leben in der Stadt nicht funktioniert, versuchen wir es ausserhalb. Wir wollen nichts ertrotzen.

Bigi: Zum Teil begreife ich, dass die Leute in der Naherholungszone ihre Ruhe haben wollen und wir vielleicht ein Dorn im Auge sind ...

Martin: ... aber sorry, die Naherholungszone wird doch total verbaut und verschiebt sich immer weiter raus.

Was vermisst ihr in St.Gallen?

Martin: Die Möglichkeit, so zu leben, wie man will. Ich will in der Nähe der Stadt bleiben, will aber nicht soviel bezahlen. In Wagen und Zelten zu leben, ist die Reaktion auf die städtische Wohnungspolitik.

Maya: Wahnsinnig ist, dass man im Ausgang viel Geld ausgeben muss. Es gibt keine Räume, wo man hin kann, wenn man kein Geld hat, wo man trotzdem feiern und es lustig haben kann. Im Rümpeltum geht es mehr oder weniger. Für Palace oder Grabenhalle bezahlt man ziemlich viel.

Bigi: Zudem ist es in der Grabenhalle wegen städtischen Bestimmungen recht teuer, selbst einen Anlass zu veranstalten.

Maya: Gerade auch für unerfahrene Leute ist es dank der niedrigen Kosten möglich, dort zu veranstalten.

Ist das Rümpeltum kein Punkschuppen mehr?

Maya: War es das denn überhaupt jemals? Letzthin sass an einem Konzert ein versiffter Punk neben einem mit Krawatte.

Martin: Wir hörten schon oft, dass das Rümpeltum durchlässig und offen sei. Gerade in musikalischer Hinsicht hat sich das Rümpeltum stark verändert. Es spielen nur noch selten Punkbands.

Jule: Manchmal habe ich aber schon noch das Gefühl, dass die Leute aus der Grabenhalle, dem Kugl, dem Engel, von wo auch immer, nicht so oft zu uns kommen. Vielleicht denken sie, wir seien verlumpt, was weiss ich.

Martin: Gerade in musikalischer Hinsicht hat sich das Rümpeltum stark verändert. Es spielen nur noch selten Punkbands.

Werdet ihr älter?

Bigi: Nach einem Punkkonzert herrscht vielfach eine grosse Sauerei. Das Publikum bringt das eigene Getränk mit, wir müssen es entsorgen. Irgendwann findet

man dann: Weisst du was? Mach das doch selber!

Maya: Aber gleichzeitig ist es wichtig, dass man mit seinem Denner Lager ins Rümpeltum sitzen und Musik hören kann.

Bigi: Ja, klar, es herrscht kein Konsumzwang.

Nehmt ihr Kultur als etwas Elitäres wahr?

Maya: Kultur sollte für alle zugänglich sein. Nicht nur für die, die Geld haben.

Jule: Es gibt jene Kultur, die den Alltag beinhaltet, und es gibt die andere, die einem vorgesetzt wird, – die muss man sich leisten können.

Martin: Für mich macht man Kultur nicht, um damit Geld zu verdienen. Sondern weil sie Spass macht.

Maya: Kleine Bands, die 300 Franken Gage erhalten, spielen mit Freude. Das Gegenteil fiel mir bei Anlässen auf, die eher viel Eintritt kosten. Dort ist das Publikum recht steif, es will unterhalten werden, von ihm kommt aber nichts.

Martin: Ich arbeite als Tontechniker. Im Rümpeltum kommen viele Leute zu mir und sagen, dass es gut töne, es ein gutes Konzert gewesen sei. Bei Konzerten, die 50 Franken Eintritt kosten, wird das vorausgesetzt, da höre ich nichts, wenn es gut ist. Wenn es schlecht ist hingegen, beschweren sie sich.

Bigi: Wenn die Leute nach einem Abend Danke sagen, bereichert einen das wahn-sinnig. Weil gratis zu arbeiten und keine Wertschätzung zu erhalten, ist harzig. Wenn man diese Arbeit gratis macht, hat man aber auch mehr Bewegungsfreiheit.

Nimmt es zu, dass die Leute Danke sagen?

Bigi: Ja. Wenn die Leute merken, dass die Arbeit im Rümpeltum unbezahlt ist, begreifen sie, dass es auch anders geht.

Martin: Die Leute kennen das gar nicht mehr.

Es gibt ja auch Leute, die mit Kulturarbeit ihr Leben finanzieren müssen ...

Bigi: Ja, klar, das ist ja auch OK.

Was könnte in St.Gallen mit mehr Kulturgeldern verbessert werden?

Martin: Für mich braucht es nicht mehr Geld, sondern mehr Toleranz.

Maya: Nicht das Geld macht die Kultur.

Martin: Kommerzielle Kultur hat es genug. Die anderen Sachen müssen gefördert werden. Ich arbeite ab und zu in der Lokremise, und dort werden meistens Firmenessen oder Galas veranstaltet. An dieser Kultur fehlt es nicht.

Jule: Volkskultur muss gefördert werden. Kultur, die improvisiert ist, die auf der Strasse entsteht. Solche Kultur muss anerkannt werden.

Johannes Stieger, 1979, ist Redaktor bei Saiten.

Gute Ideen und Angebote für einen Wohnplatz bitte direkt an: Verein Zigaukl, Postfach 2231, 9001 St.Gallen.